

Der Kampf um eine Million.

Von J. Miramar.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Bräutigam nahm die Feder, schwenkte sie wie triumphierend in die Luft, sandte sie ein, um seinen Namen neben dem seiner Verlobten zu setzen, da legte sich eine Hand leise, aber mit Festigkeit auf seinen Arm und eine Stimme sagte mit der größten Stille:

„Verzeihen Sie, Herr Baron, Sie haben eine kleine Formlichkeit vergessen.“

Der Auserwählte schenkte wie elektrifiziert empor und wandte sich um. Vor ihm stand ein großer, alter Herr, dessen Züge, Haltung und Manieren den Stempel der Vornehmheit trugen. Die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft war so ausschließlich auf der Unterzeichnung des Ehekontraktes in Anspruch genommen gewesen, daß Niemand den Eintritt des Herrn bemerkt hatte, welcher dem Dieners, der ihn meldeu gewollt, mit einer gebietenden Gebärde Stillschweigen gebietend, langsam den Saal entlang bis zu dem Tische gedrillt war.

Bertha war bei seinem Anblicke aus ihrer Ersarrung erwacht. Sie richtete sich in ihrem Sessel empor und ihr bleiches Antlitz farbte sich.

Der Baron von Bentendorf öffnete den Mund, um den Fremden zu fragen, wer er sei und mit welchem Rechte er sich hier eindränge, aber der Greis kam ihm zuvor und sagte höflich:

„Ich bitte nochmals um Entschuldigung wegen der unersichtlichen Störung, ich bin jedoch kein Fremder. Ich bin der Graf von Bentendorf.“

„Ein Verwandter!“, versetzte der Bräutigam, beunruhigt und besorgt durch dieses Mittheilung.

„Gewiß, ein Verwandter der jüngeren Linie von Bentendorf. Als ein Mitglied, der hochselige König Friedrich II. Titel und Wappen der Freiherren von Bentendorf verlieh, haben die Grafen von Bentendorf dem Gemahl der letzten Erbprinzeßin der kaiserlichen Linie dies anerkannt und betrachtet die Nachkommen dieses Hauses als Verwandte. Ich bin freilich der Letzte meines Zweiges“, fuhr er fort, „und lebe so eintausend auf meinem Gute, daß es sehr begreiflich und verständlich vor Frau von Liebermann ist, daß sie einen alten Bekannten vermissen hat, der seinerseits nichts gethan, um sich ihr in Erinnerung zu bringen.“

„Er machte der Dame des Hauses eine tiefe Verbeugung, als habe er ihr höchst verbindliche Dinge gesagt.“

Frau v. Liebermann bewegte die Lippen, erwiderte aber nichts, man sah ihrer Miene und i r Haltung ihres Kopfes jedoch genaugam an, welche Antwort sie am liebsten gegeben hätte.

Der alte Herr alich einem jener bösen Geister aus den Märchen, die erzählt, weil man sie zu einem Besuche nicht ein geladen hat, uneingeladen erscheinen und durch ihre Dazwischentritt hören.

„Er schien jedoch von dem unangenehmen Eindruck, den seine Ankunft auf die Gastgeberin gemacht, wie auch von dem dadurch in der Gesellschaft erregten Befremden keine Ahnung zu haben, sondern wandte sich mit der größten Unbesorgtheit wieder zu dem Verlobten und fuhr fort:

„Sie werden es gewiß in der Ordnung finden, daß ich, der letzte Graf von Bentendorf, selbst uneingeladen komme, um der Hochzeit meiner Verwandten und der Unterzeichnung ihrer Eheakten beizumohnen. Zu meiner großen Freude konnte ich noch rechtzeitig, um dafür zu sorgen, daß dabei ein alter Familiengebrauch beobachtet werde, der im Hause Bentendorf bemerkt bleiben soll.“

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie gekommen sind, Herr Graf“, antwortete der Baron mit einer Stimme, der gerade nicht von Freude und Dankbarkeit anzuhören war. „Ihre Gegenwart giebt der Familie Vollständigkeit. Wir werden Sie bitten, auch Ihren Namen mit unter den Kontrakt zu setzen. Sie erlauben aber wohl jetzt.“

Er nahm mit bebender Hand die Feder, welche ihm der Advokat zum zweiten Male reichte.

„Nach einem Augenblicke, ich bitte“, sagte der Graf nicht laut, aber mit so klarer, durchdringender Stimme, daß er bei der in der Versammlung herrschenden tiefen Stille im ganzen Saale gehört werden konnte. — Der Graf von einem alten Familiengebrauch. — Derselbe verlangt, daß ein Bentendorf oder der Verlobte niemals getraut oder seine Eheakten unterschreibe, ohne dabei die Handschläge anzuziehen.“

XV.

Ohne Handschläge.

„Der alte, gute Graf scheint schon etwas kindisch“, flüsterte man sich in der Gesellschaft zu, „soll einen Werth auf einen Gebrauch zu legen, der doch ganz bedeutungslos ist.“

„Nun, man kann ihm das leicht zu Gefallen thun“, antwortete ein Anderer, „die jüngere Linie der Bentendorfs kann sich gewöhnen, daß sie von der älteren anerkannt wird, das giebt ihr Relief.“

„Der Graf handelt sicher im Einverständnis mit den allerhöchsten Intentionen.“

„Ich begreife nur nicht, weshalb der Baron eine solche Zeichenbitternere annimmt, es giebt doch nichts Reicheres, als den Wunsch des alten Herrn zu erfüllen.“

In dieser Weise floßen die Bemerkungen unter den Anwesenden herüber und hinüber und man gewahrte mit Stunen, welchen Eindruck das seltsame, aber immerhin leicht zu befriedigende Annehmen des alten Grafen auf den Baron von Bentendorf machte. Er stand wie erklarrt, wurde bald blaß, bald roth, schien alle Haltung verloren zu haben, so daß sie in seiner Nähe stehender Diener, der Baron von Nibel, sich veranlaßt fühlte, ihn leise auszustößen. Diese Mahnung that ihre Wirkung.

Der Baron sagte sich, ergriff zum dritten Male die Feder und sagte, den alten Grafen sanft bei Seite schiebend:

„Erlauben Sie, Herr Graf, wir dürfen die Gesellschaft nicht länger aufhalten.“

Der eigentümliche alte Herr legte jedoch seine Hand gerade auf die Stelle des Schrifttisches, auf welcher die Unterschrift stehen mußte, und entgegnete:

„Nein, mein Herr Baron, ich erlaube nichts. Ich bin einzig und allein aus der Zurückgezogenheit meines Gutes nach der Hebung gekommen, um darauf zu sehen, daß bei Vermählung zweier Glieder aus der Familie Bentendorf, welche ich zu adoptiren gedenke“ — er betonte die letzten Worte sehr scharf — „auch alle Gebräuche beobachtet werden, die in meinem alten Hause heilig gehalten wurden, und ich werde nicht davon abgehen.“

„Aber Herr Graf“, legte sich der Baron von Nibel ins Mittel, „bedenken Sie doch nur, daß diesen Gebrauch hier Niemand mehr kennt, Niemand mehr versteht; die Sache fängt bereits an, ein unheilbares Aufsehen zu machen“, fügte er leiser hinzu. „Ich bitte Sie inhöflich, machen wir dieser Scene ein Ende.“

Frau von Liebermann, der dieser ganze Zwischenfall ebenso unbegreiflich wie ärgerlich war, warf dem Grafen wütende Blicke zu und hatte nicht übel Lust, ihn durch ihre Leute hinausbringen zu lassen.

Bertha folgte mit gespanntem Interesse jedem Worte, jeder Bewegung des ihr bisher gänzlich unbekanntem alten Herrn. Ihr Apathie war geschwunden, das unerwartete Erscheinen und Eingreifen des Grafen war vielleicht das zu ihrer Rettung geschickte Wunder, auf das zu hoffen sie nie ganz aufgehört hatte.

„Sie haben vielleicht Recht, Herr Baron“, sagte der Graf mit lauter Stimme und hoben er sich, ohne die Hand von dem Schrifttische zu entfernen, zu der Gesellschaft wandte, „es versteht sich kennt ausdauern hier Niemand mehr die Bewandnis, die es mit dem alten Familiengebrauch hat, und die Verlobten in ihrer Ungebild halten mich möglicherweise sogar für kindisch oder wahnfinnig. In meiner Jugend hätte das in einer Gesellschaft wie die hier versammelte nicht geheißen können; aber gleichviel, ich schie mich in die Zeit und will Ihnen beweisen, daß mein Verlangen vielleicht eigentümlich ist, aber auf geheißenen Ueberlieferungen beruht.“

„Herr Graf, Herr Graf!“ flüchzte der Bräutigam zwischen den zusammengebissenen Zähnen drohend hervor. Wuth, Ungebuld und eine unbefristete Angst tobten in ihm.

„Was beliebt?“ fragte der Greis unbefangenen. „Da Sie zur Familie gehören, so kann ich mir denken, daß es Sie interessiert, den Gebrauch und dessen Ursprung kennen zu lernen, lieber Better.“

Blid und Ton hatten bei diesen letzten Worten einen Ausdruck, daß der Auserwählte betroffen die Augen nieder schlug und sich von ihm abwandte.

„Herr Graf“, flüsterte Frau von Liebermann, angefaßelt durch ihre eigene Ungebild und die ihr von dem Baron von Nibel gemachten Zeichen, dem Greise ins Ohr. „Sie übertreten wirklich alle Grenzen und werden mich zwingen —“

„Wozu denn, gnädige Frau?“ fragte er mit einer Ruhe und Unbefangtheit, die sie in Verwirrung brachte.

„Den Schutz des Gelezes anrufen.“

„Tun Sie das nicht, gnädige Frau“, antwortete er mit eigentümlichem Lächeln, „oder fragen Sie auf alle Fälle erst jene Herren, wie die darüber denken“, er deutete auf die beiden Barone, „es könnte ihnen vielleicht nicht sehr angenehm sein.“

Jetzt war die Reihe an Frau von Liebermann, die Augen niederzulagen und sich ihren von dem unheimlichen Gaste abzuwenden. Der Graf hatte die Bemerkung aber allen Anzeichen ganz harullos gemacht, denn er sah aus, als habe er keine Ahnung, daß er die Dame des Hauses dadurch erschreckt habe, und wandte sich wieder an die Versammlung.

„Hören Sie meine Geschichte, meine Herrschaften, ich werde mich kurz fassen und sie ist bei Anlässen wie der heutige, fast immer erzählt worden.“

„Im Jahre 1528 verlobte sich ein Fräulein Johanna von Bentendorf mit einem Junker Job von Kracht. Der Junker zog mit einem Korps Hülfsvölker aus, welche der kaiserlich Joachim hochseligen Andenkens dem Kaiser starl gegen die Franzosen wider, kehrte aber mit den Soldaten, die das Vaterland wieder erreichten, nicht zurück. Man glaubte, er sei in einem Treffen geblieben.“

„In unserm Hause war es aber immer Sitze, ein gegebenes Wort treu zu halten, und so wartete denn auch Fräulein Johanna ihrem Verlobten die Treue und blieb, alle Anträge zurückweisend, unvermählt in der Burg ihres Vaters.“

„So vergangen zehn Jahre; da erchien eines Tages ein Knappe des Junkers von Kracht, meldete die Rückkehr seines Herrn nach höchst merkwürdigen Abenteuer und Fähigkeiten und verlangte in seinem Namen die Einlösung des von Fräulein von Bentendorf versprochenen Wortes.“

„Der alte Ritter von Bentendorf antwortete, sein fünfzigjähriger Schwiegersohn möge sich am achten Tage von heute ab gerichtet in der Kapelle seiner Burg einfänden, wollest ihn seine Verlobte in bräutlichem Gewande am Altare erwarten werden.“

„Der Junker stellte sich auch zur festgesetzten Stunde ein, seine wunderbare Rückkehr ward durch ein Lebenm gefeiert und hierauf fand die feierliche Eintragung des Barons statt, bei welcher Gelegenheit der Bräutigam den Handschuh von der rechten Hand zog, an die der Geistliche den Ring steckte. Den Handschuh auf der linken Hand behielt er nicht nur in der Kapelle an, sondern auch bei dem Festmahle.“

„Dies fiel allgemein auf, man drang in den Junker, den Handschuh auszugeben, er weigerte sich lange und als

man ihm endlich denselben halb mit Gewalt entriß, da sah man, daß er den rechten Hand drei Finger fehlten und das dabei befindliche Brandmal bewies, daß sie nicht bei einem Treffen, sondern durch das Beil des Henters abgehauen worden.“

Junker Kracht hatte sein Korps feige verlassen, hatte erlöste Handlungen verübt und einen Meineid in der angegebenen Weise zu büßen gehabt. Die Jahre seiner Abwesenheit hatte er in einem italienischen Gefängnis zugebracht. Die Ehe war null und nichtig, da meine Vorfahren aber damals noch strenge Katholiken waren, so beschreute es doch eines Breve des Papstes, um die Scheidung zu vollziehen.

„Zeit jener Zeit ist es Gebrauch in der Familie, daß kein Bentendorf und kein Verlobter einer Bentendorf mit Handschühen an den Händen getraut werden oder den Ehekontrakt unterschreiben darf, und ich werde darauf bestehen, daß es auch bei dieser Gelegenheit so gehalten werde.“

Der Bräutigam brach in ein lautes, aber etwas erzwungen klingendes Lachen aus. „Ihre alte Familienlage ist allerhöchste, Herr Graf“, sagte er, „da wir aber doch nicht zusammengetommen sind, um uns Annehmlichkeiten erzählen zu lassen, so erlauben Sie.“

Er wollte die immer noch fest auf dem Ehekontrakt ruhende Hand mit Gewalt fortziehen, der alte Graf ergriff aber seine linke mit dem Handschuh besetzte Hand und drückte sie mit einer Kraft, die man dem Greise nicht zutraute hätte. Der Baron wand sich vor Schmerz und ließ einen dumpfen Schrei aus.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Baron“, flüsterte ihm der Graf zu, „Sie schreiben ja gerade, wie Junker Job von Kracht, als man ihm den Handschuh abriß.“

Der Baron konnte sich jetzt nicht mehr. Alle Vorkisch vergesen, rannte er dem Greise zu:

„Sie wollen also abjulen, daß ich Sie ermorde.“

„In dem Augenblicke entstand an andern Ende des Saales eine Bewegung, welche indeß nur von wenigen der Anwesenden bemerkt ward. Einige schwarzgekleidete Herren, wahrscheinlich veripäetete Eingeladene, waren mit möglichst wenig Geräusch eingetreten. Von den um den Tisch versammelten Personen hatte sie nur der Baron von Nibel bemerkt. Er machte eine geschickte Schwentung und wußte, ohne daß irgend Jemand dies bemerkte, durch eine der nächsten Thüren zu verschwinden. Auch der in einem Wortwechsel mit dem Grafen begriffene Baron hatte keine Ahnung von der plötzlichen Entfernung seines Onkels.“

Frau von Liebermann forderte den alten Herrn abermals auf, diesen peinlichen Auftritt zu beenden, aber mit einer wahrhaft königlichen Gebärde gebot er ihr Stillschweigen und fragte den Bräutigam:

„Sie weigern sich also entschieden, die Handschläge anzuziehen?“

„Jetzt mehr als jemals“, antwortete dieser.

„So wird man es mit Ihnen machen müssen wie mit Job von Kracht. Bitte, meine Herren, treten Sie näher“, wandte er sich an die sieben erst in den Saal getretenen Gäste.

Die Herren, es waren ihrer fünf an der Zahl, schritten in militärischer Haltung mit regelmäßigen Tritten näher. Der Bräutigam schloß, wie ihm bei ihrer Annäherung die kalten Schwitztropfen auf die Stirn traten. Er wollte seine ganze Furcht zu Hilfe rufen und sie anreden, aber der Vorderste zog eine kleine Karte aus der Tasche und zeigte sie ihm. Es war die Dienstkarte eines Polizeibeamten.

„Die Polizei!“ flüsterte es von einem Ende des Saales zum andern.

„Die Polizei in meinem Hause!“ rief mit Entsetzen Frau von Liebermann.

„Was bedeutet das? Was wollen Sie von mir?“ fragte der Baron noch einmal, seine ganze Unversämtheit zu Hilfe nehmend.

Auf einen Wink des Polizeiznspectors ergriffen zwei seiner Untergebenen den Abenteuer bei den Armen; der Inspektor hielt ihm ein Pistol vor und sagte:

„Bei dem geringsten Widerstande schüße ich Dich nieder. Du hast Deine Handschläge nicht ablegen wollen, meine Leute werden sie Dir ausziehen.“

„Nicht möglich, ich ergebe mich“, flüchzte er.

„Nein, es muß Alles seinen ordnungsmäßigen Gang gehen, damit kein Zweifel an der Gesetzmäßigkeit unseres Verfahrens obwalten kann.“

Die Diener rissen dem Gefangenen die Handschläge von den Händen und der Inspektor hielt ungeachtet seines Widerstandes dessen linke Hand in die Höhe und sagte:

„Ich nehme die Anwesenden zu Zeugen, daß dieser Mann eine verführerische Hand hat, daß ihm nur die Handschläge und der Daumen gelassen ist, die übrigen Finger aber vollständig erlost sind.“

Er zog aus dem Handschuh eine sehr künstliche Nachbildung der Finger, die durch einen Mechanismus befestigt ward und unter dem Handschuh das Vorhandensein einer Hand täuschend darstellte.

„Sie wollen ferner noch bemerken, daß diese Verfümmelung feineswegs neueren Datums, sondern längst vermerkt ist“, fuhr der Inspektor fort, „der Umstand ist von großer Wichtigkeit.“

„Was beweist er denn?“ fragte der Gefangene frech.

Der Beamte zog ein Papier hervor, entfaltete es und sagte:

„Hier ist ein Steckbrief, der alle Civil- und Militärbehörden anweist, auf einen höchst gefährlichen Verbrecher zu vigiliren und ihn im Betretungsfalle zu verhaften, dessen hauptsächlichstes Kennzeichen eine Verfümmelung der linken Hand ist, die er bei einer Rauferei davongetragen hat.“

„Ein Unfall auf der Jagd.“

(Fortsetzung folgt.)

